

Fröhliche Armut [Schluss]

Autor(en): **Waggerl, Karl Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 9

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668537>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ARMUT

Und das währte wochenlang. Einen Tag um den anderen lag ich nur schwach und fadendünn unter der Decke, unsäglich müde und so still, dass die Mutter oft erschrocken auffuhr und nach meinem Atem horchte.

Jeden Abend besuchte uns der Vater. Er ging dann eine Weile in der Stube hin und her und schnaufte und sah kummervoll nach mir hin, aber alles, was er mir zuliebe tun wollte, missglückte ihm. Er verschob das Bett und streifte das Wasserglas vom Tisch, nein, das war nichts für den Vater, dieses ganze zwielfichtige Wesen im Spital, er machte es lieber kurz und ging wieder. Dafür kam der alte Pfarrer mit der Wegzehrung für meine Himmelsreise, er brachte mir auch eine Traube von seinem Weinstock, und darüber wunderte ich mich sehr. War es denn schon Herbst geworden? Ja freilich, Herbst! Worauf wartete ich eigentlich noch?

Aber dann geschah es, dass der Engel Johanna leibhaftig in das Zimmer trat. Vielleicht erschien er ungeheissen, vielleicht bestand auch längst ein heimliches Einverständnis zwischen den Frauen. Weissgekleidet und himmelschön schwebte der Engel heran, ich sah seine Augen über mir und dann küsste er mich sogar. Es ging schnell vorüber. Die Mutter, aufrecht, wie sie sich immer hielt, meine Mutter nahm den weinenden Engel an sich und führte ihn wieder hinaus. Nein, erklärte sie später auf mein ängstliches Fragen, sie kommt nicht wieder, Gott straft den Leichtsin, sagte sie ernst.

15. Kapitel

Bald darauf wurden wir aus dem Spital entlassen. Der Vater in seiner Freude trug mich selber auf den Armen die Treppe hinunter und ins Leben

zurück. Er hatte einen ganzen Gulden für ein zweiseitiges Fuhrwerk verschwendet, und auch der Doktor meinte, das sei redlich verdient, ein Begräbnis wäre schliesslich weitaus teurer zu stehen gekommen.

Unterwegs war der Vater merkwürdig gesprächig. Wir würden staunen, sagte er, und unsere Stube gar nicht mehr wiedererkennen, blitzsauber alles und frisch ausgeweisst! — Wieso denn, fragte die Mutter argwöhnisch dazwischen, warum neu gemalt? Nun, das hing mit dem Herd zusammen, mit dem Ofenrohr eigentlich. Es war nämlich herausgefallen, aber gleich zu Anfang, später nie mehr. Elisabeth habe das Aufräumen besorgt, der Vater selber die Küche, diese Einteilung bewährte sich grossartig. In der ersten Zeit hatte es sogar Krapfen gegeben, manchmal Butternocken, aber das war eine zu üppige Kost gewesen. In den letzten Wochen habe der Vater nur noch Mus gekocht, weil man es auch gleich aus der Pfanne essen konnte, als es keine Teller mehr gab.

Darauf sagte die Mutter nichts mehr. Du lieber Himmel, was mochte mit ihrem Hauswesen geschehen sein? Wie würde überhaupt die Welt aussehen, wenn es nur Mannsleute darin gäbe — die Halbscheid genügte ja schon, sie in einen Zustand zu bringen, dem Gott mit seiner ganzen Allmacht nicht mehr abzuhelpen wusste.

Der ganze Winter ging noch vorüber, ehe ich wieder ein wenig zu Kräften kam. Ich gefiel mir dabei sehr wohl in meiner Hinfälligkeit. Je schwächer ich mich zeigte, desto höher häuften sich die milden Gaben der Nachbarinnen um mein Lager, Äpfel und Zuckerzeug, und nachts, wenn alles schlief, zehrte ich behaglich von meinen Vorräten. Am liebsten wollte ich lebenslang sterbenskrank sein, nur immer so liegenbleiben, so warm und wohligh unter meiner Decke. Gegenüber brannte das ewige Licht in einem roten Glas zu Füßen der Mutter Gottes, die in ihrer Nische aus Muscheln und Tuffsteinen stand.

Mitunter, wenn mir in der friedvollen Stille ein Laut des Behagens entschlüpfte, stand die Mutter auf und kam an mein Bett, um mich zu trösten. Es ging ihr sehr nahe, dass ich immer so schlaflos lag und duldete, und das ohne ein Wort der Klage, weil ich den Mund voll Rosinen hatte. Ihre heimliche Sorge war, es möchte sich vielleicht ein unheilvoller Rest der Krankheit in mir festgesetzt haben, dort, wo ich nach ihrer Meinung schon von jeher nicht ganz heil gewesen war, nämlich in meinem Kopf.

Aber der Doktor wollte das nicht gelten lassen. Im ersten Frühjahr, als es ein wenig wärmer wurde, holte er mich unbarmherzig aus dem Bett. Ich war selber meines Siechtums schon überdrüssig und dachte die Mutter mit einem Auferstehungswunder zu überraschen, gleichsam die Krücken von mir zu werfen und davonzuhüpfen wie der Jüngling in der Schrift. Aber das misslang mir völlig. Zu meinem Schrecken merkte ich, dass ich wirklich lahm war und nicht mehr auf den Beinen stehen konnte.

Jetzt vergalt Elisabeth, was sie mir an Werken geschwisterlicher Liebe schuldete. Während des Winters waren meine Gliedmassen ungeheuer in die Länge gewachsen. Wenn sich nun Elisabeth mit ihrer käferartigen Rundlichkeit vor den Leiterwagen spannte, um mich durch den Garten zu ziehen, sah es aus als schleppte sie einen riesigen Weberknecht hinter sich her. Wie ich mit ihr in vergangenen Tagen, so mühte sie sich nun ab, mir wieder das Gehen beizubringen. Aber wenn ich zu schwanken begann, weil mir plötzlich die Schwäche schwarz in die Augen stieg, dann lief auch sie davon und liess mich irgendwo im Kartoffelkraut liegen, bis ich von selber wieder aus meiner Ohnmacht erwachte. So jämmerlich sah ich aus, dass sich einer von unseren Vettern erbot, er wolle mich den Sommer über auf seiner Alm halten, nur damit ich den Leuten aus den Augen käme. Es sei ja eine Schande, sagte er, ein derartiges Gespenst in der Verwandtschaft zu haben.

Sogar die Sennin bekreuzigte sich fürs erste, als mich der Vater vor der Hütte von den Schultern lud. Aber dann erbarmte sie sich doch und nahm mich getrost in ihre Pflege, wie sonst ein missratenes Kalb.

Die Sennin hiess Martha, sie war ein ungefüges Frauenzimmer, nicht eben hässlich, nur übermässig gross und grob gewachsen. So vorsichtig sie ihre Knochen bewegte, es geriet ihr wider Willen alles ins Ungeheure, und auch was sie sagte, jedes freundliche «Helf Gott» kam ihr mit dem Gepolter eines Bergsturzes von den Lippen. In ihrer Jugend mochte sie ein stattliches Mädchen gewesen sein, und noch nicht so ganz unzugänglich. Jedenfalls hatte irgendein Waghals das Herz besessen, ihr etwas Menschliches zuzutrauen, aber das Kind war ihr im letzten Winter plötzlich gestorben. Ein Mädchen in meinem Alter und im übrigen genau so schwach, so verdächtig durchscheinend wie ich. Aber das, meinte sie, sollte ihr kein zweites Mal zustossen, dass ihr jemand unter den Händen an

der Auszehrung stürbe. Von der ersten Stunde an warf sie sich mit einer gewaltsamen Zärtlichkeit auf mich, niemals durfte ich ihr anders als kauend und schluckend begegnen.

Unsere Alm war freilich keine von den fetten, die von Milch und Honig überflossen. Die Hütte stand inmitten einer winzigen eingezäunten Wiese und rundherum war nichts als blaue Luft über nackten Felsen, die Tiere mussten wie Gemswild in die Wände klettern, um sich ihr Futter aus dem Geröll zu rupfen. Es gab auch nur ein einziges Bett, eigens für Martha in die Wand gezimmert und so geräumig, dass es die ganze Kammer ausfüllte. Der alte Knecht Andreas schlief auf einem Heusack über dem Stall, manchmal auch auf dem Herd unter dem Käsekessel, wenn die Nächte gar zu kalt waren. Mich selber nahm die Sennin zu sich in ihre Kammer.

Abends beteten wir ein Vaterunser zusammen, während sie in ihrem groben Hemd vor dem Talglicht stand und die fadendünnen Zöpfe einflocht, und dann schob sie sich in die ächzende Bettlade behutsam an meine Seite. Anfangs scheute ich mich ein wenig vor ihr, aber ich kam bald dahinter, wie behaglich und warm man sich in den weitläufigen Buchten und Mulden ihres Leibes einrichten konnte. Ihr Atem wiegte mich sanft in den Schlaf, und weil sie so gut nach Milch und Heu roch, träumte mir auch von lauter friedvollen Dingen, dass ich irgendwo auf der Halde im rauhen Grase läge, und die Schafe trügen alle schneeweisse Hemden und ich flöchte ihnen Zöpfchen in ihre Wolle.

Arbeit gab es für mich so wenig wie für den alten Andreas. Sobald er eine Mistgabel in die Hand nehmen wollte, gleich kam die Sennin gelaufen und tauschte sie gegen ein Butterbrot ein, sie konnte das nicht sehen, Werkzeug in anderer Leute Händen. Andreas schneuzte sich dann über seinen Bart weg durch die Finger, als habe ihn ein widriger Wind in der Nase gekitzelt. Wir suchten uns einen Sack und stiegen den Hang hinauf, um nach Wurzeln zu graben.

Es war die Zeit, in der die ganze Alm blühte, unabsehbar, mit einer dunkel glühenden Röte, es quoll durch den Fels und floss die Hänge herab, als blute der Berg aus allen Klüften. Was wir suchten, war die Wurzel vom gelben Enzian. Dieses köstliche Kraut wuchs da und dort verstreut im niedrigen Gestrüpp und wer sich darauf verstand, konnte den blassen Schimmer seiner Blüten schon von weitem gewahren. Man musste sorgsam gra-

ben und so viel von der fingerstarken Wurzel in der Erde lassen, dass es der Pflanze nicht ans Leben ging. Das ganze Gewächs roch und schmeckte würgend bitter, es liess sich damit jede Krankheit aus den Eingeweiden jagen, sogar die Pest.

Manchmal stieg ich mit dem Alten bis auf den Kamm des Berges hinauf, dort rasteten wir im Windschatten und hatten unsere Kurzweil mit den närrischen Dohlen, die in den Wänden nisteten. Auch die Schafe kamen herbei und bettelten um Salz. Nebenher rupften sie ein wenig von dem kümmerlichen Gras und kauten lange daran, oder sie vergassen gleich wieder, dass sie es kauen wollten, weil sie so viel nachzudenken hatten. Lauter Schafsgedanken natürlich, aber freundlich gemeint, ihr verträumtes Geblöke.

Ach, es war ja so überaus einfach zu leben, hier in der guten Sonne, in dieser geräumigen Welt. Der alte Andreas konnte mir alle Berge bei Namen nennen. In der Nähe hatten sie noch deutliche Gestalt, aber es gab ihrer unzählige in der Runde, immer noch höhere und fernere, bis sie in der flimmernden Weite verdämmerten. Und dennoch, sagte Andreas, ganz draussen am Himmelsrand gab es keine Berge mehr, dort lag das Land flach ausgebreitet.

Das konnte ich gar nicht begreifen, ebene Erde. Musste da nicht der Himmel einfallen, worauf stützte er sich denn? Und was sah man, wenn man umherblickte — nichts? Aber dann konnte man doch auch nirgends sagen, man sei daheim, es war ja einerlei, ob man hier oder dort blieb oder immerfort weiterlief, und was dann?

Ja dann! sagte Andreas. Das sei schon richtig, es werde einem bald traurig zumute in dieser Gegend. Einmal war er selber draussen, in seiner Jugend, man hatte ihn zu den Soldaten geholt. Nicht, dass er klagen durfte, sie hielten ihn grossartig mit der Kost und dem Quartier. Aber die Luft, oder was es sonst sein mochte, jedenfalls war er nach etlichen Wochen irr im Kopf wie ein versprengter Hirsch. Und dann lief er einfach davon und rannte Tag und Nacht, bis er wieder auf seinem Strohlager liegen konnte.

Es half aber nichts, sie holten ihn noch einmal zurück. Und das nicht etwa, weil sie ihn brauchten, sondern sie sperrten ihn nur ein, damit er zur Vernunft käme, wie sie meinten. Es traf sich dann nach Jahr und Tag, dass der Kaiser einen Krieg anfangen musste, und da liessen sie ihn gnadenhalber mitlaufen. Krieg ist ein wunderliches Geschäft, sagte Andreas. Es war so, dass sie ein paar Monate

lang in einem fremden Land hin- und herzogen und Höfe niederbrannten und das Korn zertraten. Ab und zu schossen sie wohl ein wenig, aber auch das ohne Verstand. Dort rührte sich nichts, wohin sie zielten, oder es war viel Zeit für ein sicheres Abkommen.

Einmal trafen sie dann auf einen Haufen Leute in einem Dorf, die sollten der Feind sein. Es gab ein Gedränge wie auf einem Kirchtag, kein Mensch wusste, wohin er eigentlich wollte, hinein oder hinaus. Andreas geriet an einen baumlangen Kerl, aber mit dem war auch nicht zu reden, der schlug ihn nur auf den Kopf und lief davon. In der ersten Wut rannte Andreas hinterher und immer weiter über die Felder. Nach einer guten Weile erwischte er ihn auch und beglich den Handel, aber dann konnten sie beide weit und breit keine Menschenseele mehr finden.

Erst am andern Tag stand er wieder vor seinem Hauptmann. Er führte den Gefangenen hinter sich an einem Riemen und dachte, dass man ihn jetzt gleich wieder einsperren würde, weil er doch abermals davongelaufen war. Aber weit gefehlt! Dieses Mal hatte er auf seiner Fahnenflucht einen Oberst gefangen und das ganze Gefecht entschieden. Dafür machte ihn der Hauptmann auf der Stelle zum Korporal und später wurde ihm noch eine goldene Medaille an die Brust geheftet. Andreas trug sie immer noch, so oft die Veteranen ihren Jahrestag feierten.

Aber der Krieg? Hatte ihn der Kaiser gewonnen? Das wusste Andreas nicht, wahrscheinlich. Er selber war nur froh gewesen, als er den blauen Rock wieder ausziehen durfte. Zwölf Gulden hatte er sich erspart, beinahe eine Kuh. Er hätte gut bei den Kaiserlichen bleiben können, man trug es ihm sogar an. Aber die Stadt, erklärte Andreas, du verstehst das vielleicht noch zu wenig. Diese himmelhohen Häuser, und nicht so viel Land dazwischen, dass nur einer aus dem ganzen Leutehaufen seinen Laib Brot davon haben könnte. Alles unnütz.

Das sagte die leibhaftige Armut neben mir, in ihrem geflickten Rock, dieser alte Knecht, der mühselig sein Gnadenbrot kaute.

Ein wenig verachtete ich ihn darum, denn damals flog mein Herz noch hoch hinaus. Oh, ich wollte ja selber das Glück versuchen und den Rock der Ehren nicht vorzeitig für einen Brotlaib eintauschen wie er!

Es gelang mir nachher wohl einiges, aber auch das nur beinahe. Schliesslich bin ich doch auch wieder heimgekehrt. Seither habe ich meine Freude

und mein Genügen an jedem grünen Halm, der in der wüsten Welt noch wachsen mag, und nehme mein Almosen dankbar aus Gottes Hand.

16. Kapitel

An jedem Sonntagmorgen durfte ich die Sennin zum Kirchgang in das Dorf begleiten. Sie steckte mir eine Nelke an den Hut und sich selber eine ans Mieder, und in ihr Kopftuch mit der Wegzehrung knüpfte sie einen blanken Gulden, nur des Ansehens halber, nicht um ihn auszugeben. Für diesen Zweck hatte ich etliche Kreuzer in meiner Hosentasche zu verwahren, denn es gehörte zum Anstand, dass der Bursche im Wirtshaus die Zeche bezahlte.

Jedesmal kehrten wir zuerst bei mir zu Hause ein. Martha hielt darauf, dass ich anklopfte und im Vorangehen artig den Hut abnahm, als träten wir bei ganz fremden Leuten ein. Eine Weile sassen wir ernst und gesittet nebeneinander auf der Bank, bis uns Kaffee und Milchbrot vorgesetzt wurden.

Es kostete mich jedesmal einige Ueberwindung, einen Schluck in der Tasse und das halbe Brot auf dem Teller zurückzulassen, damit niemand denken sollte, wir seien hungrig wie Bettelleute auf der Wanderschaft, und auch das Kupferstück reute mich bitter, das ich der Schwester Elisabeth als Gastgeschenk überreichen musste. Dann brachen wir auf, wir waren ja schon viel zu lange geblieben. Martha beteuerte zum Abschied noch, dass Gott die genossenen Wohltaten vergelten müsse, wir vermöchten es nie, und so vornehm hielten wir uns, dass mir die Mutter wirklich nicht die Hand geben wollte, ohne sie vorher an der Schürze abzuwischen.

Wir hörten Messe und Predigt in der ersten Bank, als sei das alles eigens für uns bestellt. Beim Krämer kaufte die Sennin ein Wachlicht, ein wenig Tabak für Andreas und einen Lebkuchen für mich, ich überschlug die Rechnung und holte widerwillig die Kreuzer dafür aus der Tasche, wie das bei den Mannsleuten Brauch ist.

Nachher besuchten wir das Grab des Kindes auf dem Friedhof. Wir gingen durch die Reihen und lasen die Namen der Toten von den Tafeln, es war immerhin ein Trost, dass auch andere Leute hatten vorzeitig sterben müssen. Bei einem der Gräber verhielt Martha jedesmal ein wenig länger, dort lag ein Mann mit Namen Christof, Forstgehilfe bei Lebzeiten. Sie gab ihm Weihwasser und dann ordnete sie irgend etwas auf dem Hügel mit heftigen Griffen, als sei dieser Mensch noch in der Grube für unverlässlich und liederlich zu halten.

Um so sauberer war aber das Kind gebettet. Es hatte auch Martha geheissen — mit zwölf Jahren, stand auf dem Kreuz zu lesen, im Engelsalter rief es Gott zu sich in den Himmel. Das schmale Geviert war mit grünen Flaschenböden eingefasst und ganz von einem blau blühenden Rasen aus Gedenkmeinen überwachsen. Martha zündete das Licht an, sie steckte unsere beiden Nelken davor in ein Glas und dann weinte sie auch ein wenig in ihre Schürze, aber nur die gemessene Zeit.

Sie erzählte mir, dass sie vorhätte, ihr Erspartes für einen Grabstein aufzuwenden. Es sollte eine Engelsgestalt in Marmor sein, die an einer geknickten Säule lehnte, und darunter der Name und ein Vers in vergoldeten Buchstaben.

Dieser Gedanke entzückte mich sehr. Ich entwarf ein solches Grabmal auf dem Kalenderdeckel und sparte nicht mit köstlichen Einfällen, nach und nach wurde eine Art Tempel daraus, ein weitläufiges Monument, ähnlich dem, das für den Kaiser auf der Promenade stand, aber noch viel grossartiger, weil ich auch ein Türmchen mit einer Glocke angebracht hatte.

Und was den Vers betraf, so sollte es auch daran nicht fehlen. Ich hatte mich freilich vorher nie in dieser Kunst versucht. Etliches an Reimen konnte ich aus dem Kopf hersagen, das Lied vom Wildschützen und das andere vom braven Mann, aber nichts darin eignete sich für einen Grabvers. Nein, ich musste etwas ganz Neues erfinden, und dabei stiess ich auf eine Schwierigkeit, die mich später noch oft erschreckte, dass nämlich fast immer nur der Unsinn gut zusammenklang. Offenbar dachte der Schöpfer anfangs nicht daran, es könnte jemals einem Menschen einfallen, Verse zu machen. Sonst hätte er es, als er Adam die Sprache eingab, in seiner Güte gewiss so eingerichtet, dass sich die Dinge, die zusammengehörten, auch gleich von selber reimten.

So aber reimte sich durchaus nichts in meinem Gedicht, wohin ich mich auch wenden mochte. Das dehnte sich nur formlos wie zäher Teig und zerfloss mir wieder. Ich fühlte wohl, worauf es ankam, etwas Schwebendes lag mir im Ohr, ein köstliches Auf und Ab im Fluss der Worte. Eine Blume wollte ich schildern, eine zarte Menschenblüte, die der Reif versengt hat oder ein Sturm geknickt, und die aus Himmelhöhen verklärt herniederblickt, so ungefähr.

Was mir in solcher Art zuflog, schrieb ich hastig und mit pochendem Herzen auf meinen Zettel, aber wenn ich später die Zeilen wieder überflog, dann

fand ich in meinen Worten nichts mehr von dem berückenden Glanz, der mich vorher so überwältigt hatte. Ich geriet in eine unsägliche Verwirrung, was war das nur, was geschah mit mir?

Damit ich doch nicht ganz zuschanden käme, las ich mein Machwerk einmal abends am Herdfeuer vor und da erlebte ich ein anderes Wunder: dass schon ein schwacher Funke genügt, um eine Flamme zu entzünden. Martha fing sofort zu schluchzen an — ach, es war ihr alles aus der Seele gesprochen, genau wie sie es empfand! Und selbst Andreas konnte seine Rührung nicht ganz verbergen, es sei eine seltene Gabe, sagte er, wenn einer die Worte so zu setzen vermöchte. Dergleichen Leute hätten es mitunter weit gebracht, in früheren Zeiten wenigstens. Bei lebendigem Leibe hatte er nie einen angetroffen, sondern nur gestorben und gleichsam versteinert, so stünden ihrer etliche auf den Plätzen in der Stadt.

Nun, das Grabmal hat Martha nicht bauen können, und deshalb blieb mir der Ruhm versagt, dass schon mein erster Vers in Marmor gehauen überliefert wurde. Es war freilich auch nachher keiner mehr dieser Ehre wert. Aber damals klang mir wie eine Verheissung, was der alte Andreas sagte, und obwohl ich seither nicht viel geschickter in meiner Kunst wurde, nur erfahrener, hoffe ich noch immer unverdrossen, dass es gelingen möchte, die geheimnisvolle Kluft zwischen mir und der Welt zu überbrücken und das befreiende Wort zu finden, vor dem die Mauern fallen. Vielleicht wird es wohl erst das allerletzte sein, jenes dunkle Siegelwort, das jedes Menschen Mund verschliesst.

17. Kapitel

Es kam ein früher Herbst. Vom Schnee überrascht zogen wir vorzeitig zu Tal und gleich darauf wurde ich von neuem krank. Ein ganzes Jahr oder mehr verdämmerte mir nur so in Fieber und Schwäche. Der Doktor meinte in seinem Aerger, er wolle eher einen ganz neuen Menschen machen, als mit einer so jämmerlichen Flickarbeit zurechtkommen, aber er gab es doch nicht auf und versuchte immer wieder seine Kunst an mir. Zuweilen brachte er seinen Sohn mit sich, einen stillen Knaben. Es tat mir seltsam wohl, wenn er, dieses grossäugige Wesen, an meinem Bett stand und versonnen auf mich niederblickte. Nie sagte er ein Wort, aber manchmal schob er mir beim Abschied schnell etwas Wunderliches in die Hand, eine Vogelfeder oder eine Scherbe von buntem Glas.

Wider Erwarten genas ich dann doch allmählich und der Doktor nahm mich für eine Weile ganz zu sich in sein Haus, dem Sohn zu Gefallen, wie er sagte, damit er einen Gefährten habe. Mein neuer Freund hing mir innig an, obwohl er meine bäurische Sprache schlecht verstand, und bei allem, was wir unternahmen, durch sein Ungeschick zu Schaden kam. Aber er vertraute mir dennoch blind und seine scheue Zuneigung brach oft unerwartet hervor, mit einem Ungestüm, das mich sehr erschreckte, weil ich nicht daran gewöhnt war, plötzlich umarmt zu werden.

Auch sonst begegneten mir allerlei Anfechtungen in diesem Hause. Es gab eine Magd, die offenbar eigens dazu bestellt war, mich den ganzen Tag und bis ins Bett hinein mit Seife und Handtuch zu verfolgen. Ich fror vor Sauberkeit und trotzdem glaubte man mir nie, dass ich eben erst gewaschen worden sei. Mein Gefährte ertrug dergleichen mit unwandelbarer Geduld. In unserer Stube standen breite Truhen voll mit Spielzeug, wie ich es nie zuvor gesehen hatte. Er liess mich ungerührt die wunderbarsten Dinge herauskramen, Baukästen und eine Eisenbahn oder ein ganzes Puppentheater — gefällt dir das?, fragte er wohl, willst du es haben?

Aber als ich einmal zufällig im Garten darauf verfiel, eine Weidenpfeife zu schneiden, eine von denen, die höher oder tiefer klingen, wenn man das Kernholz verschiebt, da geriet er ausser sich vor Entzücken. Ich sah ihn glücklich auf dem Rasen liegen und vernahm mit Staunen, wie er sogleich ein ganzes Liedchen auf der Pfeife zu blasen verstand, jedes, das ich zu hören wünschte. Sogleich lief ich und schnitt noch andere Pfeifen, dicke und dünne, damit er nur immer wieder bliese. Es war mir unbegreiflich, wie es zugeing, dass meinem Gespielen mit einem Ding, das ich eben nur machen konnte, so zauberische Künste gelangen.

Dreimal in der Woche kam des Abends ein spitzbärtiger Herr und holte meinen Freund an den Flügel im Salon. Ich durfte auch danebenstehen, um zuzuhören. Was die beiden spielten, gefiel mir übel, das war nur ein endloses Auf und Ab von Tönen, ein Geplätscher und Geriesel, keine Musik. Oft griffen sie beide mit breiten Händen aus und hatten ihre Freude an dem grossartigen Lärm, den sie zustande brachten, und wiederum tändelte nur einer ein wenig mit den Tasten und der andere lauerte listig und lief dann mit schnellen Fingern hinterher. Es war rätselhaft, wie sie es anstellten, einander nie zu verfehlen, und ich wollte gar nicht glauben, dass sie das wirklich aus dem Notenblatt lesen konnten.



*Im Umzug geht's durch das Dorf auf die «Plaza de Armas» (Dorfplatz).
Wundervoll bestickte Kostüme leuchten zwischen den Alltags-Ponchos heraus.
Hauptsache: es wird getanzt, gegessen und getrunken.
Photo M. von Szepesy*

Manchmal kam auch die Mutter des Knaben zu uns herein. Der Meister sprang dann auf und verbeugte sich tief — ja, ausgezeichnet, antwortete er. Es war ein Vergnügen mit dem jungen Herrn zu üben. Auch mich fragte die Dame, wie es mir gefiele und ob ich denn noch immer nichts lernen könne, ich kleiner Tölpel? — Gottlob, dass sie mich wenigstens nicht auf die Stirn küsste wie ihren Sohn. Ein Weilchen verhielt sie noch zögernd, um irgend etwas zurechtzurücken, die Decke auf dem Flügel oder den Lorbeerzweig an der Wand, unter dem marmornen Gesicht eines düsteren Mannes, und dann raffte sie ihr Kleid und schwebte raschelnd hinaus, nur ein duftender Hauch von Flieder wehte noch zu uns zurück. Es lag etwas ungemein Erhabenes und Weihevollendes in ihrer Art, das empfand auch der Meister. Er verbeugte sich immer erst zum letztenmal, wenn sie schon aus der Tür gegangen war.

Zu den Mahlzeiten versammelte sich die ganze Familie im Esszimmer. Ich hätte mich zwar, wie der Schweinehirt im Märchenschloss, bei den Dienstleuten in der Küche viel wohler gefühlt, aber da halfen keine Schliche, ich wurde jedesmal unerbittlich zur genauen Stunde herbeigeholt. Die Hausfrau setzte mich neben sich, das wünschte der Doktor so, und ihm zuliebe wandte sie auch wirklich viel Geduld an den wilden Schössling, der ich war.

Es galt, mir eine Unzahl von Regeln und Bräuchen beizubringen, wie sie niemand hätte wunderlicher erfinden können. Daheim am Tisch des Vaters handhabte man Messer und Gabel wie irgendein anderes Werkzeug nach der Gelegenheit und seinem natürlichen Nutzen. So würde jedermann, wenn er zum erstenmal Zuckererbsen vorgesetzt bekäme, selbstverständlich nach dem Löffel greifen. Aber nein, das war nicht erlaubt, ich musste das grüne Quecksilber mühsam mit der Gabel zusammenfangen, und wenn ich Anstalten machte, einer entsprungenen Erbse unter den Tisch hinein nachzukriechen, dann galt auch das wieder für ungehörig — lass es jetzt, meinte der Doktor. Vielleicht setzen wir uns nachher alle auf den Teppich!

Von einem Gericht zum anderen wurde einem etwas aus der Hand genommen oder zugereicht, eine zweite Gabel für den Fisch, eine Zange, um den Zucker damit anzufassen. Es war schon viel, dass man überhaupt den blossen Mund zum Schlucken benützte, und nicht etwa einen silbernen Trichter. Aber ein anderes Mal griff man doch wieder mit blossen Fingern zu, nach dem schlüpfrigen Zeug, das sie Spargel nannten. In diesem Fall lag

die Schwierigkeit wieder darin, dass keinerlei Geräusch laut werden durfte.

So hilflos und verzweifelt fühlte ich mich manchmal in meiner Unbeholfenheit, dass ich noch das letzte Kuchenstück von der Gabel fallen liess und in Tränen ausbrach. Dann erbarmte sich der Doktor und tröstete mich auf seine Weise. Heule nicht, sagte er wohl, du musst das lernen, so sicher wie das Einmaleins. Die Leute nehmen es genau damit, solange du sonst nichts kannst. Später einmal darfst du dir den Hühnerknochen auch hinters Ohr stecken, wenn es dir so bequemer ist.

So weit konnte mein Selbstbewusstsein allerdings nie gedeihen, weil das Herkommen dem Menschen so unutilitar anhaftet wie die Hautfarbe. Was einer auch anwenden mag an Schminke und Verkleidung, in jedem lässigen Augenblick schlägt es doch wieder durch. Aber trotzdem wurde mir die handfeste Lehre im Haus des Doktors später zu einer unschätzbaren Hilfe und noch heutzutage, wenn ich genötigt bin, mich mit einer Teeschale in der Hand für wohlgezogen auszugeben, fällt mir jedesmal die schreckliche Geschichte von dem Manne ein, der an einem verschluckten Löffel ersticken musste, weil er ihn nicht rechtzeitig aus der Tasse genommen hatte.

Der Doktor mochte mich gut leiden. Wahrscheinlich hatte er sich wohl selber in Verdacht, er sei für sein vornehmes Haus ein wenig zu laut und zu grob geartet, und deshalb kam es ihm gelegen, dass er nun nicht mehr ganz allein über alle Steine des Anstosses stolpern musste.

Die Dienstboten nannten ihn unter sich einfach den Doktor, während sie von der Hausfrau nur scheu zu flüstern wagten, es klang wie ein Stossgebet, ein Gott-sei-uns-gnädig, wenn von ihr die Rede war. Immer gut gelaunt und selbstvergessen, konnte sich der Doktor nun einmal nicht abgewöhnen, laut auf den Treppen und hinter gewissen Türen zu singen oder plötzlich gleich einem fehlgegangenen Ball in ein Zimmer zu prellen. Wenn er aber sah, dass der Sohn schmerzlich zusammensuckte, und die Hausfrau, um ihre Qualen anzuzeigen, die Hände an die Ohren drückte, dann entwich der Uebermut plötzlich aus ihm mit einem knurrenden Laut, wie die Luft aus einer angestochenen Blase, er zog den Kopf ein und schlich auf Zehenspitzen wieder hinaus.

Gleichwohl liebte der Doktor seine schöne Frau mit einer unermüdlichen Zärtlichkeit, es missriet ihm nur leider alles durch sein bärenhaftes Ungeschick. Jedermann im Hause wusste, dass keine

Rosen im Garten blühen durften, weil die Gnädige den Duft nicht vertrug. Nur der Doktor wusste das nicht. Er brachte der Hausfrau jeden Morgen Rosen zum Angebinde und hielt es noch für ein Musterstück an Aufmerksamkeit, herausgefunden zu haben, dass es die einzigen Blumen waren, die nicht in ihrem eigenen Garten gediehen. Und wie überhaupt, was der Mensch auf den Altären opfert, den Göttern eher eine Verlegenheit als ein Wohlgefallen bereiten mag, so hatte auch der Doktor nicht viel Erfolg damit, dass er manchmal seiner Dame vor Tisch heimlich etwas unter das Mundtuch schob, ein Armband oder eine Busennadel. Sie dankte ihm wohl dafür durch ein zwiespältiges Lächeln und trug das Ding beim Essen, aber man sah es nachher kein zweites Mal.

An bestimmten Festtagen fuhren wir zwispännig in einem schwarzglänzenden Wagen zur Kirche und auch ich durfte neben dem Kutscher auf dem Bock sitzen. Die Frau des Doktors war in ihrer Jugend eine weitbekannte Sängerin gewesen, aber jetzt hatte sie nur noch selten Laune, auf dem Chor zur Messe zu singen. Der Pfarrer empfing die Herrschaften vor dem Tor, um seinen berühmten Gast selber auf die Empore zu geleiten, und auch wir anderen nahmen nicht wie das gemeine Volk in einem der Kirchenstühle Platz, sondern als auserlesene Gäste im Hause des Herrn ganz allein vor dem Speisgitter. Der Doktor fühlte sich dort sehr unbehaglich. Weil er keine Nachbarn hatte, an die er sich halten konnte, wenn es galt, ein Kreuz zu schlagen oder an die Brust zu klopfen, stellte er mich vor sich hin, und indem er mein Beispiel auf das getreueste nachahmte, benahm auch er sich wie ein vorbildlicher Christenmensch.

Dieser sonderbare Mann war es auch, der meinen Vater auf den Gedanken brachte, es könne sich vielleicht lohnen, mich in der Stadt zur Schule zu schicken. Vorher galt es für ausgemacht, dass ich Handwerker werden sollte. Ich war völlig zufrieden, als der Pate entschied, ich müsste die Uhrmacherei erlernen, eine leichte Arbeit für meine geringen Kräfte und zugleich etwas Dämpfendes für meinen unruhigen Kopf.

Aber der Doktor wollte keine Bedenken gelten lassen. Vielleicht konnte ich später einmal die Heilkunst betreiben, meinte er, und sein eigenes Geschäft übernehmen, nichts leichter als das. Damit ich keine Zeit verlöre, nahm er mich fürs erste gleich selber in die Lehre. Frühmorgens, wenn er seine Kranken empfing und Zähne zog oder schwärende Finger aufschnitt, musste ich ihm als Gehilfe

an die Hand gehen. Der Doktor verstand sich auf sein Handwerk und, was mehr war, er wusste auch die Leute nach ihrer Art zu nehmen.

Wenn also ein harthäutiger Bauer kam, weil er sich bei der Holzarbeit den Daumen zerhackt hatte, so wurde er ohne kostspielige Redensarten auf den nächstbesten Stuhl gesetzt. Ich musste hinter ihn treten und seinen schweissnassen Kopf an mich pressen, während der Doktor mit schnellen Griffen die Wunde säuberte und vernähte. Fertig, erklärte er, noch ehe dem schwerfälligen Menschen einfallen konnte, dass er nun doch ein wenig jammern müsste. Mir wurde anfangs oft sterbensübel dabei, ich half mir dann, indem ich die Augen schloss, aber das liess der Doktor nicht zu. Sieh nur her, sagte er, und setzte mir die Sache genau auseinander, es fehlte nicht viel, dass er Messer und Schere gleich mir selber in die Hand drückte.

Einträglicher, aber auch um vieles umständlicher, war die Arbeit bei den verzärtelten Kurgästen. Solche Leute empfing der Doktor nur in einer wunderlichen Verkleidung, er band sich einen runden Spiegel vor den Kopf und stellte eine Unmenge von Geräten zurecht, die gefährlich summen und funkeln konnten, aber die Hauptsache blieb doch, die Leidenden mit einem Schwall von Worten so zu betäuben, dass sie sich die Einbildung, mit der sie gekommen waren, gegen eine andere eintauschen liessen. Hernach gingen sie beglückt und fühlten sich wie neu geboren. Es ist zweierlei, erklärte mir der Doktor, ob du eine Heugabel auszubessern hast oder einen Spitzenfächer.

Allmählich gewöhnten sich auch die Leute an mich und scheuten sich kaum noch, ihre Gebrechen vor mir zu zeigen. Ich durfte tief in entzündete Häulse schauen und dem Schlag des Herzens nachhören, den vielerlei Geräuschen im brüchigen Gehäuse einer Menschenseele. Was ist es also?, fragte der Doktor, was würdest du dagegen tun? Und so oft ich falsch geraten hatte, setzte er mir den Menschen für gestorben auf meine Rechnung.

Am wunderlichsten war, dass der Doktor fürchtete, selber von einer unheilbaren Krankheit befallen zu sein, er konnte nur nicht herausfinden, wo sie sass. Oft liess er beim Essen plötzlich den Löffel fallen und fühlte ängstlich nach seinem Puls, oder er stand irgendwo im Hause vor einem Spiegel und zeigte sich die Zunge. Insgeheim glaubte der Doktor, dass der Tod, weil er ihm so häufig frevelhaft in den Arm fiel, ein besonders schreckliches Ende für ihn vorbereitete, und deshalb hasste er ihn, wie man einen übermächtigen und grausamen Feind

hasst. Seine Kranken scharte der Doktor wie eine Leibwache um sich und kämpfte erbittert um jeden Menschen, der ihm wegzusterben drohte, als sei es ausgemacht, dass sein jenseitiger Gegner, erst nachdem er den letzten Schwindsüchtigen ringsum aus dem Bett geholt hatte, den Doktor anfassen dürfe.

Aber so umständlich verfuhr der Tod gar nicht. Etliche Jahre später stach er ihn auf der Kegelbahn nur ein wenig mit einem Nagel in die Hand und daran starb der Doktor, weil er Angst vor dem Schneiden hatte und sich lieber mit Salben heilen wollte.

Mir freilich glückte es nicht, sein Erbe anzutreten. Ich bin kein Arzt geworden, oder doch nur etwas dergleichen, denn die gütige Hand meines Gönners erlahmte zu früh. Aber was er mich lehrte, blieb unvergessen, und ich habe meine geringe Kunst noch oft angewendet, obwohl sie mir nicht eben viel einbrachte, ausser, dass ich nach Jahr und Tag einmal wegen Kurpfuscherei vor dem Richter stand.

18. Kapitel

Immerhin, damals kam wirklich der Tag, an dem ich in die Fremde gehen sollte. Es wurde mir doch recht unbehaglich zumute, als ich sah, wie die Mutter anfang, mein Wanderzeug zusammenzusuchen.

Der Vater schenkte mir eine kleine Truhe, die er aus seiner Soldatenzeit besass, sein Name stand noch draufgemalt, und dass er als Vormeister bei den Kanonieren gedient hatte. Da hinein schlichtete die Mutter alles, was für mein Besitztum gelten konnte, Hemden und Strümpfe und einen neuen Mantel, den sie mir aus meiner Decke genäht hatte, als würde ich wohl ohnehin niemals wieder in meine alte Bettstatt schlüpfen dürfen. Traurig war das. Und bei jedem Stück musste ich vielerlei Schwüre leisten, was die Knöpfe betraf oder meine Gewohnheit, mit dem Ellbogen durch die Aermel zu bohren.

Alles miteinander bedeckte immer noch kaum den Boden, aber ich versprach mir etliches davon, dass ich bei unserer Freundschaft von Haus zu Haus gehen und Abschied nehmen wollte. Zu diesem Zweck, damit ich hinreichend gerüstet wäre, bat ich mir bei der Mutter noch einmal unseren Korbwagen aus, und Elisabeth durfte mit mir gehen, um die Beute auf der Strasse zu hüten, während ich in den Stuben vorsprach und die Leute mit meinen klug gesetzten Worten zu rühren trachtete.

Ich begann die Wallfahrt bei meinem Paten, in der Meinung, dass mein vornehmster Gönner für

die andern ein Beispiel abgeben werde. Aber da kam ich übel an. Er wollte meiner Vermessenheit nicht auch noch Vorschub leisten, sagte der Pate gewichtig, und ich würde bald genug erfahren, wohin es führe, wenn unseresgleichen nicht masszuhalten und in seinen Schranken zu bleiben wüsste.

Nun, auch dieses Wort mochte Goldes wert sein. Ich steckte es also ein und ging und schob meinen Karren vor das Haus des Pfarrers. Auch der alte Herr geriet sogleich ausser sich, als er mein Anliegen hörte. Fürs erste und nötigste knüpfte er mir einen silbernen Muttergottespfennig um den Hals, hochgeweiht und kräftig gegen jede Art Unbill. Hernach öffnete er Truhen und Kasten in seiner Stube und zog heraus, was er irgend besass.

Er streifte mir Hemden über den Kopf und liess mich in seine pfarrherrlichen Hosen schlüpfen, in ein Paar Schaftstiefel sogar, aber das alles fruchtete nichts, wir hatten nur der Breite nach ungefähr die gleichen Masse, nicht in der Länge. Zuletzt, nachdem wir eine gute Weile ratlos vor seinem Zeug gesessen hatten, schliesslich hiess er mich warten. Er bohrte ein Schlüsselchen aus seinem Hosensack, und dann lief er damit in die Kirche und stahl für mich eine grosse Handvoll Kreuzer aus dem Opferstock, es war mehr als ein Gulden alles in allem.

Einiges fand sich ausserdem noch dazu, das Tintenzeug vom Schreibtisch, nur wenig beschädigt, und ein Türkenkopf aus bemaltem Ton. Der Pfarrer verwahrte sonst seinen Tabak unter dem abnehmbaren Turban, aber jetzt musste ihn die Köchin auf sein inständiges Bitten für mich mit Honig füllen.

Dieses Mohrenhaupt wirkte in der Folge noch Wunder. Ich trug es wie ehemals ein Kreuzfahrer unter dem Arm und jedermann bestaunte mein Schaustück, aber zugleich wurde die Freigiebigkeit der Leute dadurch in falsche Bahnen gelenkt. Sie beschenkten mich nämlich, um es dem Pfarrer gleichzutun, mit allem, was sie an Zierat in ihren Stuben entbehren konnten, mit Wandtellern und Bierkrügen. Am Ende meiner Wanderschaft hatte ich eine Wagenladung solcher Kostbarkeiten zu Hause abzuliefern und durfte mich doch in dem, was ich eigentlich nötig hatte, nicht um vieles reicher schätzen. Es war noch ein Glück, dass wenigstens die ganz armen Verwandten nichts Besseres zu geben wussten als ein paar Laibe Brot und etliche Stücke Selchfleisch.

Vom Sohn des Doktors hatte ich mich schon früher verabschieden müssen, er war auch in die

Stadt gezogen, aber in eine andere, noch fernere, dort wollte er Musiker werden. Ich hielt ihm heftig vor, wie verwerflich dieser Beruf sei und liess mir in die Hand versprechen, dass er sich mindestens nicht auf die Kapellmeisterei einlassen wolle. Dieses sein Wort, hat er auch treu gehalten, und ist dennoch ein berühmter Mann geworden. Heute noch, wenn ich in einer Stadt seinen Namen angeschlagen finde, laufe ich hin, nur um ihn schnell ans Herz zu drücken, nicht etwa, um sein Spiel am Flügel zu hören. Dergleichen ist mir ein Greuel geblieben.

Wir hatten keine Verwandten in der Stadt und auch die Mutter war noch nie dort gewesen. Aber es galt dennoch für ausgemacht, dass sie mich begleiten würde und nicht der Vater. Denn es war vor auszusehen, wie wenig Nutzen wir diesmal aus seiner Gewohnheit ziehen konnten, sich bei Gefahr taub zu stellen. Die Mutter sah dem Abenteurer überaus beherzt entgegen, sie meinte, wenn wir nur erst die Reise mit der Eisenbahn heil überstünden und wieder mit den gottgewollten Nöten des Lebens zu tun hätten, dann würde sie schon Rat zu schaffen wissen.

Es war ja auch alles gründlich bedacht und der Nutzen jedes Bestandteils meiner Habe auf Jahre vorausberechnet worden. Aber freilich, wer konnte die Fährnisse des Stadtlebens bis ins einzelne überblicken? Sollte mir mein Taufalter als äusserster Notpfennig mitgegeben werden, und wie, dass ihn nicht der nächstbeste Gauner mühelos aus meiner Tasche fingerte? Der Vater entschied zuletzt, es sei vielleicht am sichersten, ihn in meinem Hosenboden einzunähen, auf diese Weise musste ich doch wenigstens, so oft ich zu sitzen kam, fühlbar daran erinnert werden, dass ich ihn besass.

Während mir also jedermann mit Rat und Hilfe beistand, sah die Schwester Elisabeth schweigsam und ungerührt zu, wie ich nach und nach für den letzten Abschied gerüstet wurde, sie hoffte wohl im stillen, dass sie noch etliches von mir erben könnte. Erst ganz zuletzt, schon in der Stunde des Aufbruches, als sie ihre eigenen Fäustlinge in meiner Manteltasche verschwinden sah, befahl sie plötzlich wieder ihr altes Uebel. Ihretwegen blieb uns kaum noch Zeit für eine Umarmung, ungetröstet mussten wir Sack und Pack zusammenraffen und zur Bahn laufen.

Nachher zog es sich freilich noch eine Weile hin. Ich sass verstört in meiner Ecke eingezwängt, nichts wünschte ich, als dass endlich alles vorüber wäre,

so sehr würgten mich Kummer und Rührung im Halse.

Ab und zu erschien das Gesicht des Vaters am Fenster. Seine guten Augen glänzten feucht, aber er gab sich ungemein aufgeräumt und rief immer noch etwas durch die Scheibe herein, ein Scherzwort wahrscheinlich, einen Rat und wir nickten dazu, obwohl wir keine Silbe verstanden hatten. Und als der Wagen schon zu rollen begann, lief er nebenher und hob Elisabeth herauf, damit auch sie noch einen letzten Blick auf den Bruder werfen könnte.

Ach, und der Vater verschwand, die Schwester, und alles Vertraute wichen zurück, mein ganzes Leben blieb gleichsam hinter mir, ich begriff mit einem Male völlig.

Aber die Mutter sah mich an und beugte sich zu mir. In diesem bitteren Augenblick nahm sie meine Hand fest in die ihre und behielt sie so, das tat sie nur ganz selten. Liebte sie mich denn?

«Du wirst mir doch keine Schande machen?», sagte sie.

Nein, ich schwor es aus bedrängtem Herzen und zwang mich, ihr ins Gesicht zu sehen.

Das hätte ich später nicht immer tun können, nachdem sich ihre Hand aus meiner lösen musste. Oft genug im Gedränge des Daseins war es nur noch mein guter Stern, der mich den rechten Weg wieder finden liess, oder doch auch das Wort der Mutter, das geheimnisvoll nachklingend meinem Gewissen Mass und Ordnung gab.

Indessen meine ich etliches hinter mich gebracht zu haben, mindestens eine unabsehbare Zahl von Stunden und Tagen. Allein, die Mutter beschämt mich auch darin, sie flocht sich ja schon Zöpfe ein, als eben die Schlacht bei Königgrätz geschlagen wurde. Mitunter, wenn Fremde zu ihr kommen und etwas Lobendes über den Sohn zu berichten wissen, dann gewinnen sie ihr wohl ein vorsichtiges Lächeln ab. Aber so oft ich sie selber besuche, um wieder eine Weile auf dem Schemel zu sitzen, jedesmal muss ich es zulassen, dass sie mir einen Geldschein oder ein paar Zuckerstücke heimlich in die Tasche schiebt für den Fall, dass doch nur alles Flunkerei wäre, was die Leute erzählen. Und die Wahrheit zu sagen, es ist mir selber nicht gewiss, ob ich das Versprechen für eingelöst halten darf, das mir ihre gerechte Liebe damals abfordert hat.

— E N D E —